

Anmerkung

- 1 Bei vorliegendem Artikel handelt es sich um die Überarbeitung des Vortrags, den der Verfasser im Rahmen seines Habilitationskolloquiums am Fachbereich Psychologie und Pädagogik der Ludwigs-Maximilians-Universität München hielt.

Anschrift des Autors:

Privatdozent Dr. Hartmut Kasten, Artilleriestr. 19, 8000 München 19.

Rainer Dollase

Braucht die Theorie der Persönlichkeitsentwicklung einen prozessualen Gegenstand?

Anmerkungen zu Dieter Ulich

„Kriterien psychologischer Entwicklungsbegriffe“

In proto- und metatheoretischen Debatten, in begriffshermeneutischen Analysen und im Geranke um die rechte Definition eines Gegenstands wird nichts „bewiesen“, nichts „zwingend dargelegt“ oder „widerlegt“, sondern es werden lediglich „Auffassungen“ vertreten, „Überzeugungen“ und „Meinungen“ verbreitet – Grund genug für manche Entwicklungspsychologen derlei Unternehmungen für zwecklos zu halten, wie etwa Reese und Overton (1979, S. 65: „... Kontroversen . . . laufen auf Paradigma-Debatten hinaus, die wie wir gesehen haben, zwecklos sind“) im Anschluß an die Referierung von Pepper (1942) und Kuhn (1962). Dieter Ulich hat in der ZSE (1986, 5–27) den wegen seiner Aussichtslosigkeit fast schon mutig zu nennenden Versuch unternommen, die Standard-Einleitungsfrage jedes entwicklungspsychologischen Lehrbuchs „Was ist Entwicklung?“ gordisch zu beantworten. Sein Fazit: „Wenn die Aussagen dieses Beitrages stichhaltig sind, dann müßte jede entwicklungspsychologische Untersuchung 1. ihren Gegenstand explizieren im Hinblick auf die sechs Bestimmungsmerkmale Dynamik, Gerichtetheit, Lebensalterbezug, Ausgangsbedingungen und Folgen, Zentralität, Einheit der Person, und . . .“ (S. 25 – es folgt noch was „gesellschaftliches“). Nun sollte es weder Ulich noch sonst jemand stören, daß ich die Aussagen seines Beitrages zwar für mutig, anregend und facettenreich halte, aber eben nicht für „stichhaltig“, seine salvatorische Klausel folglich außer Kraft setze, wohl wissend, daß dies ebenso leicht mit meiner

Position geschehen kann. Meine Position ist schnell umschrieben: es ist jene eines Entwicklungspsychologen, der mit der Durchführung einer Längsschnittstudie (besser: eines sequenzanalytischen Erhebungsplans) liebäugelt, also konkrete Forschungspraxis im Visier hat. Eine für die Bewertung des Ulich'schen Aufsatzes vielleicht nicht angemessen gewählte Perspektive, die jedoch von ihm nicht explizit ausgeschlossen wird und die in der Entwicklungspsychologie methodisch – wie bekannt – als erwünscht gilt. Energetisch widerspreche ich deshalb eigentlich auch nur einem einzigen Satzchen seines 20-Seiten Aufsatzes: „Mein Beitrag ist eher forschungs- und anwendungsorientiert.“ (S. 6). Das ist er am wenigsten.

Ein klareres Bild von der vielleicht mitgedachten Forschungs- und Praxisrelevanz hätte Ulich einem Leser wie mir vielleicht vermitteln können, wenn er seine Vorschläge an einem Beispiel (etwa: Relevanz für die Planung oder Bewertung einer Längsschnittstudie) konkretisiert hätte. Er sagt noch nicht einmal, was für „entwicklungspsychologische Untersuchungen“ er meint, für die seine „Bestimmungsmerkmale“ gelten: gelten sie etwa für Rück Erinnerungsstudien, für die Auswertung von „oral history“ Transkripten, für Veränderungen des IQ im gerontologischen Längsschnitt, für Anamnesen in der Drogenberatung? Der von Ulich im Stich gelassene Längsschnittforscher käme bei einer freihändigen Konkretisierung seiner 6 Bestimmungsmerkmale nur zu banalen und längst bekannten, bestenfalls zu folgenlosen „Aha-Erlebnissen“. Beispiel: Ulichs Kriterium Nr. I: „Entwicklung impliziert Dynamik und Zukunftsbezug, ist also unvereinbar mit der Vorstellung, daß wir uns nicht verändern können.“ Klar – sonst würde man die Längsschnittstudie erst gar nicht beginnen müssen, aber was geschieht mit den Probanden, die sich *nicht* ändern? Ein anderes Beispiel: Ulichs Kriterium Nr. IV: „Entwicklung impliziert Ausgangsbedingungen und Folgen, wobei die Folgen als relativ stabil angesehen werden.“ (S. 13) Welcher Mißstand der Entwicklungspsychologie macht die Betonung dieses weichen Kriteriums nötig? Wie – andererseits – vertragen sich die „relativ stabilen Folgen“ mit der unvereinbaren Vorstellung, „daß wir uns nicht verändern können“ von Bestimmungsmerkmal römisch eins?

So wie es diesen beiden Bestimmungsmerkmalen an Definitheit und Trennschärfe, an Widerspruchsfreiheit mangelt, so auch den restlichen vier. Bei „Gerichtetheit auf etwas Positives“ und „Zentralität“ weicht er der inhaltlich-methodischen Konkretisierung des „Positiven“ wie „Bedeutamen“ aus.

Nun hat Ulich womöglich gar nicht vorgehabt, Vorschriften und Tips für Längsschnittforscher zu entwickeln, vielleicht geht es ihm nur um eine Taxonomie von Entwicklungsbegriffen, die so widersprüchlich und schwammig sein soll wie der real

existierende Sprachgebrauch. Das hätte er irgendwo deutlicher explizieren müssen. Stattdessen trägt er selbst zur Entleerung seiner „Kriterien“ durch fleißige Relativierung und Differenzierung bei. Man kann z.B. die Kriterien unterschiedlich gewichten (S. 13), wobei er sich über die kombinatorische Konsequenz des gutgemeinten Satzes „Man kann im Alltag, je nach Überwiegen von bestimmten Kriterien unterschiedlich akzentuierte Entwicklungsbegriffe unterscheiden.“ wohl nicht im klaren ist: 62 verschiedene Gewichtungsvarianten seiner 6 Kriterien sind so $\binom{6}{1} + \binom{6}{2} + \binom{6}{3} + \binom{6}{4} + \binom{6}{5}$ möglich. Ulichs Neigung, widersprüchlich mißverständliche Sätze in nächster Nähe beieinander stehen zu lassen, trägt zur weiteren Obfuskation seines Anliegens bei. „Begriffe aus der Alltagssprache . . . wie der Entwicklungsbegriff, können also nicht als reine Beschreibungsbegriffe verwendet werden.“ – heißt es auf S. 22. Aber, sofort anschließend: „Dies schließt nicht aus, daß wir in der Psychologie den Entwicklungsbegriff sowohl als deskriptives theoretisches Konstrukt wie auch als explikatives . . . verwenden können.“ Denn: „Auch die rein deskriptiv gemeinte Entscheidung des Wissenschaftlers, ob die Verhaltensänderung xy der Phänomenklasse ‚Entwicklung‘ zuzurechnen ist oder nicht, erfordert einen ‚vollständigen‘ Entwicklungsbegriff . . .“ (S. 22). Die Tatsache, daß der Begriff Entwicklung vielfältig definiert wird und mit unterschiedlicher Bedeutung in Gebrauch ist, diese Tatsache, die er anfänglich als Problem etikettiert (obwohl es m.E. keines ist) und lösen will (S. 5), löst er für Forschung so nicht oder nur so wie Paul Feyerabend: „Anything goes . . .“.

Recht überzeugend gelingt z.B. die ebenenspezifische Ordnung von Entwicklungsvorstellung auf S. 16. Auch seine „begriffsanalytische Gegenstandsbestimmung“ – für mich eher eine flüchtige Bestimmung der Alltagskonnotationen des Begriffs Entwicklung – oder die Herausarbeitung der „doppelten Bestimmung des Entwicklungsbegriffs“ (S. 15) führt zu sicher gern zitierten Systematisierungen.

Ich wage nun eine Unterstellung: Ulichs und seiner gewiß zahlreichen Beipflichter Anliegen ist ein eher ästhetisches, die Ordnung der Begriffe und Disziplinen betreffendes. Ein paar Zitate dazu: „. . . will ich kurz andeuten, wie verschiedene Modelle und Theorien in der Entwicklungspsychologie in eine systematische Ordnung gebracht werden können . . .“ (S. 15), „. . . weil damit die Forschung geordnet und vorstrukturiert werden kann. . .“ (S. 16), „. . . daß wir Entwicklungspsychologen das, was wir unter Entwicklung verstehen wollen, durch inhaltliche Bestimmungsmerkmale genauer präzisieren müssen; denn nur dann können wir innerhalb der gesamten Entwicklungswissenschaften die spezifischen Untersuchungsinteressen und -themen der (Entwicklungs-)Psychologie festlegen . . .“ (S. 5), „Zur besseren Abgrenzung

empfeht es sich jedoch, Entwicklungspsychologie auf die . . . festzulegen . . .“ (S. 17).

Die Ordnung der Begriffe und Disziplinen bleibt in meiner Paradigmen-Welt eine schöne Nebensache. Begriffliche Überlegungen überhaupt sind von bestenfalls heuristischem Wert für die empirische Forschungspraxis. Dekadenz der Forschung ist für mich ihre Reduzierung auf Begriffsauslegung, -neuschöpfung und -differenzierung – solche Forschung hat ihren Biß verloren, sie gibt sich mit dem Sprechen über Worte zufrieden. Mißtrauen hege ich schon gegen milde Formen der Reifizierung, gegen Volksmund- und Duden-Exegese am Beginn des Forschungshandelns. Ulich sieht das gewiß anders: „. . . müssen wir unseren Entwicklungsbegriff als Werkzeug so konstruieren . . .“, S. 24/25; „. . . Begriffe können ihrer Werkzeugfunktion (Wittgenstein) nur dann gerecht werden, wenn . . .“ (S. 11) – aber sein Satz „Eigentlich ist es selbstverständlich, daß als Gegenstand entwicklungspsychologischer Forschung nur ein Verhalten in Betracht kommen kann, das bereits begrifflich erfaßbar ist“ . . .“ (S. 11) ist als reifikatorisches Credo mißverstehbar.

Ulichs Begriffsadhäsion wird auch dort sichtbar, wo er eigenwillig zitiert bzw. interpretiert, z.B. beim Referat des organismischen Modells (S. 7). Organismisch klingt nach „Organismus“ (S. 7, Mitte, so zitiert), also nach „naturwüchsig“, das Modell unterstellt nach Ulich also in bezug auf das Wesen der Entwicklung: „2. Entwicklung ist etwas, das mit uns ‚geschieht‘.“ (S. 7) Reese und Overton (1979, 74) – die er als Quelle zitiert – heben als wesentlich für dieses Modell hervor „daß der Organismus selbst als Ursache aller Tätigkeiten . . . erscheint . . .“. Zwar wird „. . . Veränderung selbst als gegeben angenommen . . .“ (S. 75), aber nur als vorkommende Erscheinung ganz allgemein und die dann so, „daß die vollständige Vorhersagbarkeit menschlichen Verhaltens verneint wird.“ Durch ungenaue Wortwahl erweckt Ulich den Eindruck, als handele es sich nicht um das Modell vom Menschen als einem aktiven Organismus, sondern um eine Art „Tulpenzwiebel-Paradigma“. Das kommt davon, daß er ein Wort dem Alltagsgebrauch nach ausdeutet, das eine komplexe wissenschaftliche Definition erfahren hat.

Die Versuche zur Vereinheitlichung des Begriffsgebrauchs, gar zur Einigung auf bestimmte Definitionen, an denen auch Ulich sich für „Entwicklung“ beteiligt, sind – so sehe ich es – nicht wichtig. Es besteht aus funktionalen, kommunikativen Gründen kein Anlaß zur Einigung – wohl aber zur Präzision (z.B. durch Operationalisierung). Ulichs These „Wir können auch keine Erkenntnisse in den Alltag rückvermitteln, wenn wir zwar einerseits Alltagsbegriffe verwenden, aber dies andererseits in einer vom umgangssprachlichen Gebrauch völlig abweichenden Weise tun.“ verkürzt die Systemver-

schiedenheit Wissenschaft-Praxis auf ein Dolmetscherproblem. Freilich – wenn Entwicklungspsychologie eine Wortwissenschaft werden soll . . .

Offenbar jedoch nicht, denn Ulich garniert seine Ausführungen gern mit präskriptiven Wendungen, mit zahlreichen Muß- und Sollfeststellungen, die unser Forschungshandeln betreffen. Er schreibt: „Vor Beginn jeder entwicklungspsychologischen Forschung müssen also Aussagen stehen wie: Für Entwicklung interessieren wir uns vor allem und nur insoweit, als es sich dabei um Veränderungsprozesse mit den Merkmalen a–n handelt . . .“ (S. 14). Für ein solches statement kann Ulich prominente Kronzeugen beibringen, die alle dem Eröffnungsritus einer Podiumsdiskussion „Bevor wir über xyz reden, müssen wir erst einmal klären, was xyz ist . . .“ aufsitzen – dieser Ritus geht für die empirische Entwicklungspsychologie in die Irre. Zunächst kann am Beginn einer Längsschnittstudie z.B. über die Freizeitinteressen und ihre Veränderung nicht gewußt werden, ob dabei Veränderungsprozesse mit den Merkmalen a–n entdeckt werden. Die Vorabfestlegung des prozessualen Gegenstandes „Entwicklung“ (oder „Veränderung“ etc.) hätte in der Forschungspraxis also den Status einer Weissagung, wäre Prophetie, bestenfalls Hypothese, die aber dann für eine Ordnung der Entwicklungswissenschaften sensu Ulich nicht taugt – im Extremfall stellt sich ja erst nach Jahrzehnten heraus, daß die in Angriff genommene Längsschnittstudie doch keine entwicklungspsychologische war, weil die Veränderungsprozesse nicht die Merkmale a–n aufgewiesen haben – was dann? Die Grenzen und der Gegenstand einer Disziplin müssen unabhängig vom Ausgang ihrer empirischen Untersuchungen festgelegt werden können. Liegt Datenmaterial aus Längsschnitten (bzw. sequenzanalytischen Versuchsplänen) schon vor, wäre die alleinige Testung eines a priori definierten Veränderungsprozesses mit den Merkmalen a–n auf „goodness of fit“ eine ziemliche Verschwendung von Aufwand, weshalb man mit Sicherheit mehrere Hypothesen, d.h. Typen von Veränderungsprozessen, auf Passung testet. In jeder größeren Testzeitpunkte-Variablen-Matrix sind „unzählige“ Typen von Veränderungsprozessen denkbar, z.B. auch solche, die sich aus sehr unterschiedlichen Verläufen in mehreren Variablen konzipieren lassen.

Bizarre Konsequenzen können sich für Längsschnittforscher ergeben, die folgende Ulich-Restriktion ernst nehmen (S. 19): „Sofern eine Untersuchung oder Theorie vorgängigen Erfahrungen und distalen Bedingungen keine wesentliche Bedeutung für das aktuelle Erleben und Handeln beimißt, sofern sie also ausschließlich aktuelle Bedingungskonstellationen berücksichtigt, kann sie nicht als entwicklungspsychologisch bezeichnet werden.“ Was mache ich, wenn die distalen Bedingungen mit dem aktuellen Erleben und Handeln nullkor-

relieren? Haben mich dann die Daten aus der Gemeinschaft der Entwicklungspsychologen ausgebürgert? Oder darf ich auf mildernde Umstände hoffen, weil ich im Geiste auch den distalen Bedingungen wesentliche Bedeutung beimessen wollte? Aus dem Gesagten wird klar, daß die Entwicklungspsychologie nach meinem Verständnis sich nicht durch einen prozessualen Gegenstand „Entwicklung“ definieren muß. Entwicklungspsychologie untersucht keine Entwicklung an sich, sondern die Veränderung psychischer Gegenstände (i.e. psychische Variablen) über die Lebensspanne. Diese Veränderungen sind – wie die Ergebnisse von Längsschnittstudien zeigen, – für Individuen wie Stichprobenmittelwerte über die Lebensspanne sehr vielgestaltig. Diese Vielgestaltigkeit zu erklären, ist Sache kreativer Theorieerfindungen, raffinierter Untersuchungsplanung und durchdachter Auswertungstechniken. Diese Vielgestaltigkeit auszublenden, indem per Definition nur ein einziger denkbarer Veränderungsverlauf (z.B. Ulichs Entwicklungsbegriff) zum Forschungsgegenstand gekürt wird, halte ich für eine unnötige intellektuelle Kapitulation vor der Komplexität der Realität.

Auch andere Subdisziplinen der Psychologie haben es mit Veränderungen zu tun – gewiß. Sie postulieren jedoch keine exklusiven prozessualen Gegenstände: es gibt keine „Unterschiedspsychologie“, „Rückentwicklungspsychologie“ oder gar eine „Schwankungspsychologie“. Einen gegenstandslosen Gegenstandsbegriff soll es m.E. also in der Entwicklungspsychologie nicht geben. Die Konzentration auf psychologische Variablen und die Lebensspannenorientierung reichen aus, die Entwicklungspsychologie von anderen Entwicklungswissenschaften und an Veränderungen interessierten Subdisziplinen der Psychologie zu unterscheiden. Sie teilt das Problem der Gegenstandsbildung also mit anderen psychologischen Teildisziplinen, so wie sie auch deren generelle Anwendungs- und Normativitätsimplikationen teilt. Daß diese Disziplin „Entwicklungspsychologie“ heißt, ist ein begriffshistorischer Betriebsunfall, rückführbar auf die lange Zeit vorherrschende Präformationstheorie.

Nur ein Reifikateur muß über den Begriff „Entwicklung“ stolpern – das nomen als omen mystifizieren, es a priori festzurren, Empirie mit dem Ziel veranstalten „das rauszukriegen, was man hineingesteckt hat“, Empirie folglich für überflüssig halten und schließlich mit den Begriffen als Werkzeugen Entwicklungspsychologie an der Schreibmaschine treiben.

Für alle anderen – es sind nicht viele: nach Silberstein/Schuhler (1982) fanden sich im entwicklungspsychologischen Publikationsœuvre nur 4–8% Längsschnittstudien – ergeben sich aus der Lebensspannenorientierung aus meiner Sicht andere Probleme. Neben den bekannten (z.B. Mon-

tada 1979, Brandtstädter 1984, Baltes 1979, Baltes und Sowarka 1983, Dollase 1984, 1985) vor allem auch Organisationsprobleme. Lebensspannenlange Sequenzen kann keiner allein untersuchen, eine Zentrale, die Kontinuität über Forschungsgenerationen hinweg sichert, muß her. Puristische Methodenstandards kann man sich – die Lebensspanne im Auge – aus Ökonomiegründen wohl kaum leisten (Thomae 1979), prothetische Methoden müssen entwickelt, weichere auf Verbesserungen hin geprüft werden (z.B. Rückerinnerungsstudien). Kreativität in der Analyse von umfangreichen Variablen – Zeitpunkt-Ursachen-Matrizen und in der Erfindung und Überprüfung von Hypothesen ist Voraussetzung für Erkenntnisfortschritt – aber eben nicht herbeizuargumentieren. Das wird Ulich vermutlich genau so beurteilen. Der Unterschied zu ihm besteht in der Gewichtung begrifflicher Festlegungen bzw. Vereinheitlichungen für eine empirische Wissenschaft.

Literatur

- Baltes, P.B. (Hrsg.): Entwicklungspsychologie der Lebensspanne. Stuttgart: Klett-Cotta, 1979
- Baltes, P.B., Sowarka, D.: Entwicklungspsychologie und Entwicklungsbegriff. In: Silbereisen, R.K., Montada, L. (Hrsg.) Entwicklungspsychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen, München u.a.: Urban & Schwarzenberg, 1983, S. 11–20.
- Brandtstädter, J.: Personal and social control over development: some implications of an action perspective in life-span developmental psychology. In: Baltes, P.B., Brim, O.G. (Eds.) Life-span development and behavior, Vol. 6, Orlando u.a.: Academic Press, 1984.
- Dollase, R.: Grenzen der Erziehung. Düsseldorf: Schwann, 1984.
- Dollase, R.: Entwicklung und Erziehung. Angewandte Entwicklungspsychologie für Pädagogen. Stuttgart: Klett, 1985.
- Kuhn, T.S.: The structure of scientific revolutions. Chicago: University of Chicago Press, 1962. (Deutsch: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1973).
- Montada, L. (Hrsg.): Brennpunkte der Entwicklungspsychologie. Stuttgart: Kohlhammer, 1979.
- Montada, L.: Entwicklungspsychologie und praktisches Handeln. In: Silbereisen, R.K., Montada, L. (Hrsg.) Entwicklungspsychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen. München u.a.: Urban & Schwarzenberg, 1983, S. 21–31.
- Pepper, S.C.: World hypotheses. Berkeley: University of California Press, 1942.
- Reese, H.W., Overton, W.F.: Modelle der Entwicklung und Theorien der Entwicklung. In: Baltes, P.B. (Hrsg.) Entwicklungspsychologie der Lebensspanne. Stuttgart: Klett-Cotta, 1979, 55–86
- Silbereisen, R.K., Schuhler, P.: Current trends in research on behavioral development in the federal republic of germany. In: International Journal of Behavioral Development, 1982.
- Thomae, H. 50 Jahre Längsschnittforschung: Ein Beitrag zur Trendanalyse der Entwicklungspsychologie. In: Montada, L. (Hrsg.) Brennpunkte der Entwicklungspsychologie. Stuttgart u.a.: Kohlhammer, 1979, S. 31–41.

Anschrift des Autors: Universität Bielefeld, PF 8640, 4800 Bielefeld

Neue Bücher

– Kurzrezensionen –

Zusammengestellt von K. Hurrelmann

I Dokumentationen, Handbücher, Lehrbücher

Deutsche Forschungsgemeinschaft (Hrsg.): Medienwirkungsforschung in der Bundesrepublik Deutschland. Enquete der Senatskommission für Medienwirkungsforschung. Teil I und Teil II. Weinheim: VCH Verlag 1986, 172 und 259 Seiten, zusammen DM 138,—

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft legt hier die Ergebnisse der Arbeit ihrer Kommission zur Medienwirkungsforschung vor. Sie bestehen aus einer zusammenfassenden Stellungnahme der Senatskommission, die vor allem Forderungen für die Ausrichtung der Forschung und die Forschungsorganisation ausspricht. Unter anderem plädieren die Kommissionsmitglieder für makroanalytische Untersuchungen über die langfristigen sozialen Folgen der Massenkommunikation, die Folgen der Ausweitung des Medienangebotes, die kontinuierlichen Kontakte mit bestimmten Medien- oder Inhaltsgenres sowie über die medialen Darstellungsformen. Sie plädiert für die Einrichtung von reinen Medien-Forschungsinstituten nach dem Modell der wirtschaftswissenschaftlichen Forschungsinstitute. Im ersten Band finden sich weiterhin die 11 Einzelgutachten, die im Auftrag der Kommission erstellt wurden (u.a. von Kaase/Langenbacher, Sturm, Groebel, Schulz, Merten, Noelle-Neumann). Dadurch und durch die ausführliche annotierte Bibliographie, die in den zweiten Band aufgenommen wurde, erhält die